

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die südamerikanische Reise

des
Doctor G. E. Wessen.

Von
Ernst Freiherrn von Vibra.

(Schluß.)

„Al! mein Gepäck ist in Valparaiso,“ rief Wessen lebhaft, „wenn ich gleich von hier aus in eine andere Stadt Chiles gehen soll, wer besorgt mir meine Effecten dorthin?“

„Darum,“ versetzte der Padre mit vieler Sanftmuth, „sollt Ihr auch in gar keine Stadt gehen, denn die Leute glauben, daß Ihr dort so gut wie in Valparaiso plaudern könnt, Ihr sollt auf ein Schiff gehen.“

„Auf ein Schiff! Was soll ich auf einem Schiffe thun?“

„Ihr sollt anders wohin fahren!“

„Das fällt mir nicht im Traume ein.“

„Hambre!*)“ erwiderte der Padre, „denkt Ihr nicht daran, daß diese Leute Freunde haben draußen,

*) Hambre, Mensch, wird in ähnlichen Fällen zu übersetzen sein mit: Mann! was fällt Euch ein — oder: was denkt Ihr! — oder: welche Ideen!! Also fast stets als Mißbilligung oder als Zeichen mißbilligender Verwunderung.

auch außerhalb dieses Schlupfwinkels, und dann, daß Ihr hier in ihrer Gewalt seid? Jetzt, da sie keines Doctors mehr bedürfen, werden sie wenig Umstände mit Euch machen, im Falle Ihr Euch nicht ihren Wünschen fügt.“

„Wo zum Teufel,“ rief Wessen wüthend, „wollen mich diese Schufte denn hinfahren lassen?“

„Gott ist mein Zeuge, daß ich das nicht weiß,“ versetzte der Padre, „aber schon heute Morgen, ehe Ihr noch erwachtet und der Tod Ciprianos keinem Zweifel mehr unterlag, trugen sie mir auf Euch zu bestimmen, gutwillig auf das Schiff zu gehen, das draußen kreuzt und mit dem sie heute Abend Geschäfte machen werden.“

„Ich hoffe, daß dieses treffliche Schiff doch wenigstens an der Küste anlegen wird,“ sagte Wessen mit verbissenem Ingrimme.

„Ich hoffe es auch, wenn Ihr es wünscht,“ erwiderte der Padre.

„Vielleicht in Bolivien?“

„Es kann leicht sein.“

„Oder in Peru?“

„Wohl möglich.“

„Am Ende fährt es gar direct nach Haus?“

„Dieses müßte um Cap Horn geschehen, wenn nicht durch das stille Meer, um das Cap der guten Hoffnung.“

Als wenig passende Antwort rief Wessen: „Ziegenkaspar, du Hund!“

„Ich werde ihm Bortwürfe machen, sobald ich ihn

sehe“ sagte der Padre, obgleich ich überzeugt bin, daß er die besten Absichten hatte“. —

Obgleich alle Welt weiß, daß Schmugler und ihre Stammverwandten fast einzig nur in dunklen, regnerischen Nächten ihrer sündhaften Beschäftigung nachgehen, so müssen wir doch berichten, daß Luna ihre reizendsten Strahlen auf das Gestade und den See warf, als Wessen von dem schönen Chile Abschied nahm, welches er nur so kurze Zeit genießen sollte.

Der Padre hatte, als er gegen Mittag Abschied von Wessen nahm, diesem versprochen, morgen mit dem Frühhesten seine Effecten auf das Schiff zu senden, und als Wessen Bedenken äußerte, ob man ihm seine Habe so ohne Weitres ausliefern würde, sagte Jener lächelnd:

„Seid außer aller Sorge, man kennt mich!“

Während der reizenden Mondnacht aber, von welcher wir sprachen, befand sich unser Freund in einem Boote mit seinen alten Bekannten: Francisco, Nicario, Pedro und Antioco, welche stumm und schweigend in die See hinausruderten, während Wessen selbst die dunklen Felsen der Küste anstarrte, die in phantastischen Formen sich auf dem monderhellten Nachthimmel abzeichneten.

„Bin ich eine lächerliche Person, trete ich als Einfaltspinsel auf,“ sagte er zu sich selbst, „oder habe ich bloß Pech? Ich weiß es nicht, aber ich weiß, daß ein zehnmal Einfältigerer als ich besser durchgekommen wäre. In dem giftigen Freistaat Columbia, den ich im Entferntesten nicht besuchen wollte, bin ich von Musketos zerstoßen und von Negern auf die schändlichste Weise geprellt worden. Hier in dem lieben Chile bringe ich den ersten Abend mit einem verrückten Menschen zu und die zwei folgenden Tage in der Gesellschaft von Spigbuben, welche mich jetzt wieder fortschaffen, ohne daß ich einmal weiß wohin“.

Während dieser tröstlichen Gedanken wurden die Umrisse der Küste allmählig schwächer, während draußen in der See ein dunkler Gegenstand sichtbar wurde, der sich bald als ein lavirtes Schiff kennzeichnete, auf welches das Boot zusteuerte. Dann legte das Schiff Back, und nachdem das Boot dasselbe erreicht hatte, bedeutete man Wessen an Bord zu steigen und hierauf wurde das ziemlich große Boot mit Bündeln und Paketen aller Art beladen, so viel es eben zu tragen vermochte.

Bisher hatte sich um Wessen Niemand gekümmert, jetzt reichte ihm Antioco seine Reisetasche und seine Flinte und sagte:

„Lebt wohl und reiset glücklich. Wir bedauern nicht länger in Eurer Gesellschaft zubringen zu können, aber Ihr kennt die Gründe. Das Honorar für die glückliche Behandlung Ciprianos haben wir uns erlaubt in Eure Reisetasche zu stecken“.

„„Geht zum Teufel,““ erwiderte Wessen mit großer Ruhe.

Dies waren die ganzen Worte, welche während dieser ganzen Zeit überhaupt gesprochen worden waren, und das beladene Boot entfernte sich auf gleiche Weise vom Bord.

Ohne Zweifel wußte Jeder genau was er zu thun hatte, und das Sprechen wurde für überflüssig erachtet. Jetzt aber trat der Capitain zu Wessen und sagte:

„Sprechen sie Englisch?“

„„Ein wenig,““ antwortete dieser, „„aber nicht gut““.

„So sprechen Sie deutsch, wenn es überhaupt nöthig zu sprechen“. Er betonte diese Worte und setzte hinzu: „Sie können jetzt in die Kajüte gehen.“

Wessen befolgte diesen guten Rath und als er dort angekommen, seine Tasche geöffnet hatte, fand er, was er sowohl an dem Tone Antioco's als auch an dem Gewichte der Tasche selbst bereits vermuthet hatte, die fünf Pfund Heftpflaster.

„Der Padre hat gescherzt,“ sagte er seufzend, „und mein Gepäck werden die Schufte als gute Beute behalten“.

Aber hierin täuschte er sich. Als er am Morgen auf Deck kam, fand er, daß die Küste verschwunden war und daß man sich bereits auf hoher See befand. Aber alle seine Sachen standen in der Nähe des Hauptmastes wohl erhalten und nicht das Geringste fehlte. Sie waren während der Nacht durch ein zweites Boot an Bord gebracht worden.

„Auslagen habe ich wenig gehabt in diesem Chile,“ dachte Wessen, denn er besann sich, daß er keinen Realen ausgegeben hatte und daß ohne Zweifel der Padre seine Zechen in Valparaiso berichtigte.

In diesem Augenblicke trat der Capitain zu ihm und sagte:

„Fünzig Pfund,“ und als ihn Wessen im ersten Augenblick verwundert ansah, fügte er hinzu „Passage!“

„„Die haben sie also nicht bezahlt,““ dachte Wessen, dann fragte er:

„„Wohin?““

„„Chattam!““

„„Schön,““ sagte Wessen, welcher im Uebrigen

keine Idee hatte, in welchem Welttheile „Chattam“ liegen mochte, da Geographie, wie schon bemerkt, zu seinen schwächeren Seiten gehörte. Er öffnete indessen seinen Koffer und händigte schweigend dem Capitain die geforderte Summe ein.

Dieser blickte jetzt etwas wohlgefälliger auf ihn.

„Gute Geschäfte gemacht da drüben?“ sagte er eigenthümlich lächelnd und mit dem Daumen nach der Richtung deutend, wo muthmaßlich Chile lag.

Wessen erzählte wie es ihm ergangen, aber der Capitain zog die Schultern.

„Ich dränge mich in Niemand's Geheimnisse,“ dann schwieg er hartnäckig. Es war klar, ja selbst leicht zu entschuldigen, er hielt ihn für Einen, der seine guten Gründe hatte, die nähere Bekanntschaft der Polizei zu vermeiden, und den die Schmugler fortgeholfen hatten.

„Er glaubt ich sei ein Spitzbube,“ dachte Wessen „und ich kanns ihm kaum verargen. Daß es einem sonst vernünftigen Menschen so unvernünftig gehen kann wie mir, glaubt Niemand. Wenn ich das Alles so beschreiben wollte, das gäbe eine schöne Geschichte.“

Nach einigen Wochen wurde die Kälte schon fühlbar an Bord und Wessen erfuhr nebenher, daß man auf Cap Horn zusteuere.

Famos! so werde ich doch wenigstens jene berühmte Südspitze Amerikas sehen, jene eisbedeckten schwarzen Felsenriesen, an denen sich die Wogen brausend brechen und die dem kühnen Schiffer so häufig Verderben bereiten. Vielleicht wölbt sich der strahlenschießende Bogen des Polarlichts, so selten im Süden, mir zu Ehren, in jener halbjährigen Poles-Nacht, denn die Göttin der Reisenden ist mir schon eine Entschädigung schuldig für alle die Tormenten die sie mir angethan bisher. Vielleicht führt sie Eisberge in die Nähe des Schiffes, schwimmende Gletscher, deren Spitzen im Mondlicht funkeln, während Eisbären an ihrem Fuße spielen und unter Seelühen und Robben sich ihres Daseins freuen.

Er schwärmte noch weiter, aber er sah Cap Horn nicht und eben so kein Polarlicht, keinen Eisbären und keine Seelüh.

Er sah sechs Wochen lang Nichts als eisige Nebel, Hagel und Schnee und mit einer Eiskruste überzogenes Tauwerk. Dann die verdrießlichen Gesichter des Capitains und der Matrosen. Dabei wurde er aufs Neue seekrank und fror elendiglich.

Dann steuerte man wieder nordwärts:

„Gott sei Dank! Einmal um Cap Horn und nicht wieder.“

Jetzt aber erwachte seine Sehnsucht nach Chattam aufs Neue.

„Es muß in Brasilien liegen oder vielleicht in Westindien. Wer weiß das so genau. Aber dort krigen sie mich nicht sobald wieder fort! Unter den Palmen, die dort sicherlich ganze Wälder bilden, will ich weilen und mich entschädigen für alles das Ungemach das ich erlitten!“

Der Capitain war höflich gegen ihn aber kalt und schweigsam. Es hatte ihn verdrossen, daß er nicht offen gegen ihn gewesen wegen Chile. Hätte er ihm irgend ein Gaunerstückchen aufgesteckt, das er dort begangen, so wäre er wahrscheinlich sein bester Freund geworden. So gehts wenn man die Wahrheit sagt, und Wessen nahm sich vor diesen Fehler in der Folge zu verbessern.

Aber er hatte das Bedürfnis sich anzuschließen an Jemand, und da die Matrosen und Steuerleute bärbeißig waren und brummig wie der Capitain, so gewann er die Gunst des Schiffsjungen, mit dem er die wenigen Cigarren theilte die er noch besaß und dem er bisweilen einen Thaler verehrte.

„Es muß schön sein in Chattam,“ sagte er eines Tages zu ihm, als sie bereits unter den Tropen sich befanden, aber stets die palmenbegrenzten Ufer Chattam's noch nicht zum Vorschein kamen.

„„Prächtigt!““ sagte Jener.

„Waren Sie schon dort?“

„„Nun freilich, ich bin ja dort zu Hause!““

„Und Ihre Frau Mutter ist eine Chattamerin?“

„„Ja wohl, sie wäscht für die Herren und der Vater hat eine Schenke, er ist auch in Chattam geboren.““

„So, So!“ sagte Wessen, der anfang Zweifel zu hegen an der ehelichen Treue dieser Wäscherin, denn der Schiffsjunge war ein dicker, blonder Bengel.

„Die hat einen Europäer zum Freunde gehabt,“ dachte er, „ein geborener Chattamer und eine Eingeborene erzeugen keinen solchen Sohn.“

Aber am folgenden Tage erfuhr er, daß Chattam in der englischen Grafschaft Kent liegt und eine Hafenstadt ist.

Die Ehre der braven Frau war gerettet und Wessen erfuhr jetzt, daß er sich auf dem Wege nach Europa befand.

In England angekommen, begab er sich nach London, blieb dort acht Monate und kehrte dann nach Deutschland zurück, woselbst er die englischen acht Monate in südamerikanische transferirte.

Er konnte sich lange nicht wieder an das deutsche Klima gewöhnen und kleidete sich wärmer, da ihm, wie er sagte, die sonnige Luft der Länder, in denen er so glückliche Tage verlebte, fast zur andern Natur geworden.

Auch rauchte er vorzugsweise nur Papiereigarren, was bekanntlich einen gewissen exotischen Anstrich giebt, und war von Frauen die Rede, so lächelte er schmerzlich, blickte gen Himmel und lenkte das Gespräch auf andere Dinge.

Er mußte etwas Liebes da drüben haben, was er nicht vergessen konnte, das sah man ihm an.

Ob er Reiseskizzen oder Aehnliches schrieb, wissen wir nicht anzugeben, denn wir lesen wenig Dergleichen, da wir selbst solche schreiben.

Im Fräuleinstift.

Novelle

von

Luise Ernesti.

Erstes Capitel.

So wie es Menschen giebt, die unangefehdet durchs Leben gehen, so haben wir auch Bezeichnungen, die unangefochten ihren Platz in der Welt behaupten, aber die Zahl Beider ist nicht groß und einzelne Menschen, einzelne Worte rufen schon bei ihrem bloßen Erscheinen ein ganzes Heer von Verdächtigungen, Verfolgungen hervor, unter denen am allerunschuldigsten solch armes Wort! — Der Leser begegnet solch armem, unschuldigem Worte im Titel dieser Novelle: „im Fräuleinstift!“ Welch großes, weites Feld für unzählige Vorwürfe, — welch' laute Anklage gegen solch stillen Aufenthalt, welcher Tadel, welche Entstellungen und was für ein Heer von Folgerungen und Schlüssen bei einfacher Trennung solchen Orts! — — — Angegriffen vom Vorurtheil, angefehdet von der Einseitigkeit und blindlings verdammt durch

die Ungerechtigkeit steht dies Asyl des Friedens oft mitten in der Befehdung des Unfriedens. —

Ich will Denen den Fehdehandschuh nicht hinwerfen, die den Segen solcher Stiftungen weder kennend noch ahnend, oft in barockster Weise den Stab darüber und all' Die brechen, welche durch Schicksale oder Verhältnisse, durch eigene Wahl oder fremde Bestimmung dort Aufnahme gefunden haben und leben; ich will auch nicht mit denen streiten, die Fräuleinstifte kennen, in welchen sie nicht die Zwecke der Begründer erreicht sahen und aus Thatbeständen sogar die Anschauung gewannen, daß diese Zwecke völlig verfehlt waren. In meiner Absicht liegt mit nachstehender Erzählung einzig: die Skizzirung eines Fräuleinstiftes, wie ich es gesehen, die Schilderung seiner Bewohnerinnen, wie ich sie kennen gelernt, und mag der Leser dann am Schlusse dieser einfachen Berichte selbst urtheilen, ob dies Fräuleinstift nicht eins derjenigen ist, wo die schönen Ideen seiner Urheber nicht allein erfüllt, sondern noch übertroffen worden sind und ob an solch einsamer, von der Welt abgeschiedener Stätte, welche die Unkenntniß als einen Ort des Unfriedens bezeichnet, die Ungerechtigkeit als den Sitz tausendfachen Uebels verdammt, ob dort, an diesem so oft angefeindeten Asyl, nicht ebenso viel Liebenswürdigkeit wie Edelmuth, ebenso viel Herzengüte wie Aufopferungsfähigkeit gefunden werden können als in der Welt, als da, wo die Liebe sich ihre Hütte erbaut, Glück, Frieden und Eintracht herrschen, als dort, wo in Palästen Glanz und Reichthum das Scepter schwingen und der Ueberfluß, ebenso bereitwillig wie verschwenderisch, seine Gaben an Arme und Unbemittelte austheilt.

Stoßen wir in diesem Berichte auf Schwächen und Fehler, auf Kampf und Leidenschaft, Groll und Haß, — begegnen wir dem Komischen und Lächerlichen, der Ueberhebung und Arroganz, dem Stolz und Vorurtheil, rufen wir deshalb nicht mit Achselzucken: „ja, im Fräuleinstift!“ — — All, all Das finden wir auch an jedem andern Orte und wo immer wir das Leben schildern, immer werden wir begegnen Dem, was eben diesem Leben seinen Reiz giebt und nimmt — dem Menschen — in seiner Liebe, in seinem Haß — dem Menschen wie er einmal überall ist, voller Fehl und Gebrechen, voller Unvollkommenheiten und Widersprüche. —

Ein Fräuleinstift ist mehr ein vom Strom des Lebens abgegrenzter Hafen, die Wellen schlagen dort nicht mehr in so tobender Brandung an Herz und Seele — können aber deshalb auch dort durch

ihren mächtigen Andrang nicht mehr so die scharfen Ecken an den Charaktern abspülen, als im offenen Meere des Lebens, wo im unablässigen Auf- und Niederwogen die Fluth unaufhaltsam gegen die menschliche Brust andringt und die kleinen Unebenheiten unbemerkt mit sich fortreißt. Vergessen wir aber nicht, daß in solchem abgegrenzten Hasen, dem abgeschlossenen und engen Raume eines Stifts, auf kleinem, leicht übersehbarem Gebiete uns alle Fehler und Schwächen greller vor Augen treten, als im bunten Gewühl des Lebens, als dort, wo oft selbst das Laster und Verbrechen ruhig und unbehindert voranschreiten können und der Einzelne, wie das Einzelne im ewig wechselnden Strom der Gesamtmasse verschwinden.

Die Schatten des Abends dehnten sich bereits lang und tief auf dem sammtnen Grün der Wiesen, ihre Nebel umschleierten schon in leichten lustigen Gebilden die Kuppen der Berge, zwischen denen auf breiter Landstraße der offene Wagen rasch dahin rollte, der mich nach langer Fahrt durch Thäler und über Höhen nach dem Fräuleinstift bringen sollte, in dem eine Tante von mir Aebtissin war. Erzähle ich, was ich gern möchte, der Wahrheit gemäß, so darf ich, um äußere Rücksichten nicht zu verletzen, weder den wahren Namen des Stifts, noch die wahren Namen seiner Bewohnerinnen angeben. Nennen wir das Stift nach seiner Lage, inmitten tannenbedeckter Höhenzüge, „Tannenbergen“. Es liegt in einer der wildromantischsten Gegenden unseres Vaterlandes, im Mittelpunkte eines nicht zu engen, von hohen Bergen dicht umschlossenen Thales, das nur gen Westen hin, wo die Bergkette auseinanderweicht, einen Durchblick zur weiten, in blauen Nebel zerfließenden Ferne gestattet. Außer einem kleinen, äußerst ärmlichen Dorfe ohne Kirche, Schule und Pfarrhaus, ragt nur hie und da am Abhang der Berge das niedre Dach einer bescheidenen Hütte aus dem dunklen Grün der Tannen hervor. Wie armselig immerhin dieses Dörfchen, es bietet den reizendsten Anblick. Amphitheatralisch erheben sich die kleinen Häuser bis zum Drittheil des an seiner Kuppe dicht belaubten Berges; Gärtchen mit üppigem Blumenflor, Felder und Wiesen zieren in bunter Farbenpracht das ländliche Gemälde und über diesem Bilde des Lebens und Webens, des Wirkens und Schaffens zeigt sich in einzelnen kräftigen Umrissen auf der Höhe desselben Berges das Schicksal alles Irdischen: die grauen halbverfallenen Thürme und Ueberreste der Ringmauern der Burg Rawenstein. Sie sind, die das Loos irdischer Größe, irdischen Glanzes, so überaus wirksam in

diesem kleinen, von der Welt abgeschiedenen Thale denen predigen, die sich vielleicht hinaus aus der engen Gebirgsschlucht in die weite Welt sehnen und dort mehr den Sitz des Glückes und der Freude vermuthen, als in ihren stillen, einfachen Häusern — in ihrem klösterlichen Stifte. —

Die Burg Rawenstein gehörte den Vorfahren jener Barone von Rawen, deren letzter Besitz, ein bescheidenes Herrenhaus aus der Ebene emporsteigt, in die man vom Tannenberger Thale aus zu sehen vermag. Die Barone von Rawen waren einst reich und mächtig, ein stolzes und kühnes, aber auch ein wildes und grausames Geschlecht. Gar manche dunkle Sage zieht sich gleich jenen giftigen Schlangen, die durch das dicke Grün des Ephens gleiten, der die alten Mauern der ehemahligen Burg zusammenhält, durch die glorreichen Thaten, die die Vorfahren jenes alten Freiherrngeschlechts in frühern Jahrhunderten vollführt, sie einst mit dem unverwelklichen Lorbeer des Ruhmes geschmückt und noch bis auf den heutigen Tag einen hellen Reflex auf den verschwundenen Glanz des Hauses werfen, das in männlicher Linie nur noch aus einem alten achtzigjährigen Manne und seinem ältesten und jüngsten Sohne besteht, in weiblicher Linie nur noch durch einen einzigen zarten jungen Sproß vertreten wird. Bis auf diese Wenigen ist das freiherrliche Geschlecht der Rawen ausgestorben und diese Wenigen sollen laut Sage die Letzten ihres Stammes sein, scheinen auch diese alte Sage bekräftigen zu wollen, denn die Söhne des Barons sind unverheirathet; seine Nichte hat durch seinen Willen Aufnahme in den Mauern des Fräuleinstiftes zu Tannenbergen gefunden.

Tannenbergen war ehemals während vieler Jahrhunderte ein Nonnenkloster, wurde 1715 als katholischer Orden aufgehoben und Baron Hans von Rawen kaufte die reiche Pfründe, die im Thale zu Füßen seiner Burg lag und deren Waldungen und Ländereien dicht an sein Gebiet grenzten. Dreißig Jahre später wies er Tannenbergen seinen vier unverheiratheten Schwestern als Wohnsitz an, als er sich verheirathete und die junge schöne Gräfin Erdmuth von Blankenburg als Weib in die Burg seiner Väter einführte.

Hildegard von Rawen, die Jüngste der vier Schwestern, wurde Begründerin des jetzigen Fräuleinstifts, eröffnete in Tannenbergen armen Verwandten und Bekannten eine Zufluchtsstätte und wandte sich auch mit der Bitte an den Fürsten und die Fürstin des Landes: „Tannenbergen unter ihren Schutz zu nehmen und für Aufrechthaltung der von ihr entworfenen

Statuten gnädigst Sorge zu tragen. Die Fürstin, eine wohlthätige Dame, wußte ihren Gemahl zur Gewährung des Wunsches zu bestimmen. Sie kamen Beide nach Tannenberg, ließen das Stift feierlichst als protestantisches Fräuleinstift einweihen, stellten dasselbe unter ihren Schutz, erkannten die Statuten an, deren hauptsächlichste waren: daß Tannenberg zur Aufnahme zwölf bedürftiger Damen aus höhern Ständen dienen — die Familie Rawen und deren Verwandten stets besondere Berücksichtigung darin finden sollten, — ein Freiherr von Rawen allemal zum Patron des Stiftes und Stellvertreter des Fürsten zu erwählen sei, ihm aber, wie auch dem Fürsten, das Recht zustehen, diese oder jene Dame als Stiftsdame in Tannenberg einzuführen, selbst wenn die bestimmte Zahl der Fräuleins vollzählig. Während alle im Stifte aufzunehmenden Damen bei ihrer Einberufung sichere Documente über die Reinheit ihres Adels und ihrer Sitten beizubringen hatten und diese Urkunden im Stiftsarchive niederzulegen waren, brauchte der Fürst sich für seine Schutzbefehle nur mit seinem Worte zu verbürgen und hatte nur nöthig der Aebtissin auf Verlangen den Namen und die Lebensverhältnisse derjenigen zu offenbaren, welche er in Tannenberg einführte.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Ein Maskenwib). Am Tage vor einem der letzten glänzenden Maskenbälle in Wien erhielt ein schriftstellernder junger Dandy ein duftendes rosenfarbiges Billetchen, in welchem er die Aufforderung erhielt, des anderen Abends auf dem Maskenballe zu erscheinen, um Punkt 12 Uhr unter dem Orchester zu stehen und derjenigen Maske, welche ihm das Wort „Confidence“ zuflüstern würde, seinen Arm zu reichen. Voll Neugierde zerbricht sich der junge Mann den Kopf, wer sich wohl wieder in ihn verliebt haben könne, findet dies aber ganz natürlich und harret nun in fehnächtiger Spannung der Abwicklung der hübschen kleinen Intrigue. Schon eine ganze Stunde vor Mitternacht pflanzt er sich, um besser erkannt zu werden im Frack, bloß mit einer schwarzen Halblarve versehen, unter die Tribüne, auf welcher ein Militär-Musikkorps Tanzstücke schmetterte. Er steht

und steht wie Ritter Toggenburg und harret auf „Confidence“, die immer noch nicht erscheinen will. Statt ihrer klettern aber auf einer Riesenleiter von der Gallerie vierzig Bajazzos hernieder, in allen Farben und einen Lärm machend, der die stärksten Nerven betäuben könnte. Sie zerstreuen sich im Saal nach allen Richtungen und Niemand ist vor ihren beißenden Worten und ihrer Prüfsche sicher. Unser Toggenburg zieht seine Uhr, noch fünf Minuten bis Mitternacht; gespannt folgt er dem Gang des Minutenzeigers — da endlich erreicht die Spitze des Zeigers die Zwölf, und im selben Augenblick ertönt es: „Confidence!“ aber nicht aus dem flüsternden Munde einer liebevollenden Schönen, sondern aus vierzig schreienden Männerkehlen; entsetzt blickt der unglückliche Ritter empor und sieht sich umringt von den vierzig Bajazzos, die ihn mit ihrem „Confidence“ gesoppt hatten und ihn nun mit ihren Prüfschen auf so unbarmherzige Weise bearbeiteten, während sie ihn mit Hohngelächter und schlechten Witzeln verfolgten, daß der arme Getäuschte sich kaum zu retten wußte und so schnell als irgend möglich seinen Peinigern entfloß. Man sagt, der junge Dandy habe diese bittere Lection als einen gerechten Rache-Akt für einen gefenhaften Streich zu betrachten. —

(Königin Elisabeth wieder auferstanden). Ein vom Spleen heimgefuhrter reicher junger Engländer, Namens Foster, hegt die feste Einbildung, er sei die Königin Elisabeth und durchkreist gegenwärtig ganz England, da er seinen Ministern nicht traut und selbst sehen will, ob sein Volk auch glücklich sei. Er bildet sich ein, ein Lager von 60,000 Mann Truppen bei Tilbury zu haben, um den Spaniern einen heißen Empfang zu bereiten, die ihn den Krieg erklärt haben, weil er sich nicht mit ihrem König verheirathen wolle. Neulich traf er einen armen Irländer, dem er eine Banknote von 50 Pfund St. gab, wofür dieser sich mit seinem Ehrenwort verpflichten mußte, ihm den Kopf des Grafen Tyrone zu liefern. Foster hat mehreren Personen eiblich versichert, daß er weder für Lord Leicester noch für den Grafen Essex eine wirkliche Leidenschaft hege und daß alle darüber im Umlauf befindlichen Gerüchte höchst ärgerlich und für seine königliche Person beleidigend wären. An die Armen verschwendet er Geld mit vollen Händen und sagt ihnen, wie sehr er wünsche, daß sie ihn als ihre Mutter betrachten. In vielen Spitälern, die er besuchte, sowie in Fabriken, deren Arbeiter nothgedrungen feiern müssen, hat er Anweisungen auf beträchtliche Summen hinterlassen, alle an den ersten Schatzmeister Burleigh gerichtet und mit dem Namen „Elisabeth“ unterzeichnet. Seine tiefe Schwermuth bemächtigt sich seiner, so oft man mit ihm über Schottland spricht; er scheint es bitter zu bereuen, daß er Maria Stuart enthaupten ließ und gäbe die Hälfte seines Reiches darum, wenn er sie in's Leben zurückrufen könnte.

(Aus dem Künstlerleben). In einem kleinen steiermärkischen Flecken war am 11. Januar folgendes seltsame Plakat angeschlagen, was einigermaßen an Holtei's „Bagabunden“ erinnert: „Heute in 11 Bitte gehoramsit die Unterzeichnete um die ehre daß die Kinstlering nur heute Sonntag bei ihrer durch-

reise, eine Große mechanisch und Gymnastische Kunst in vorstellung ausgeführt. Wird die Künstlerin verschiedene Messer in ihren Körper Stücken zum beschlus eine Große Magische Enthauptung oder das Kopfabschneiden, folgt am höchsten Tanz am Blugsberg oder die Walburgers Nacht künstlich bearbeitet mit Donner und Blitz der Schaublag ist kein Steinscherer besser Weirer anfang 7 1/2 Uhr Eintritt 10 fr. ö. W. — Künstlerin Johanna F.

(Zu Schillers Liebesleben.) Im Winter des Jahres 1787 wurde bekanntlich der damals 28jährige Schiller durch seinen Freund Wolzogen in dem Hause der Frau von Lengsfeld in Rudolstadt eingeführt und es entwickelte sich zwischen ihm und den beiden Töchtern bald eine innige Freundschaft so wie ein lebhafter Briefwechsel. Die ältere der beiden Schwestern, Caroline, 24 Jahre alt, mit einem Herrn von Bentwiy verheiratet, aber in ihrer Ehe nichts weniger als befriedigt, war klein, kränklich, nervös reizbar, sentimental, geistig sehr strebsam und wohl auch etwas liebesbedürftig; die um drei Jahre jüngere Charlotte zwar auch sehr gebildet, aber noch mädchenhaft scheu und schüchtern. Kein Wunder also, daß Schiller sich mehr an Caroline und diese sich an ihn angeschlossen, weil beide ihre Bedürfnisse geistiger Anregung in Verkehr mit einander befriedigt fanden. Die erfahrene Caroline bemerkte indeß, daß sich in dem Herzen ihrer Schwester allmählig ein Gefühl für Schiller entwickelte, das mehr als Freundschaft war, wie es ihr nicht entging, daß auch Schillers Herz für die blühende, jugendlich schöne Charlotte anderes empfand als für sie selbst. Sie war es denn auch, welche Beiden den Zustand ihrer Herzen offenbarte, über den sie wohl selbst nicht recht im Klaren waren. Das Junge des Verhältnisses der Drei blieb und als Schiller am 3. August 1789 in Kaulsdorf endlich Lotten um Herz und Hand bat, als er von ihr das Jawort und das treuliche Du erhielt, tauschte er gleichzeitig mit Caroline das Du. Er hielt es in seiner idealistischen Schwärmerei wohl für möglich, das gleiche erfreuliche Verhältniß mit beiden Schwestern fortsetzen zu können. So ist es denn gekommen, daß manche seiner Biographen meinen, er habe eigentlich Caroline mehr geliebt als Charlotten, ja daß andere ihm noch Schlimmeres zutrauen möchten. Wahr ist, daß Charlotte selbst sich der Liebe, der ausschließlichen Liebe Schillers nicht recht sicher wußte und daß sie ihren Zweifel gegen Freundinnen sogar aussprach. Das erfahren wir durch den eben erschienenen zweiten Band „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde?“ (Stuttgart 1862). In diesem Bande finden sich Briefe der Caroline v. Dachröden, der Tochter des Kammerpräsidenten in Erfurt, die mit beiden Schwestern eng befreundet war und später bekanntlich die Gattin Wilhelms v. Humboldt wurde. Sie schrieb an Charlotte den 18. October 1789:

„Es hätte mir sehr weh gethan, wenn Du mir Deine Gefühle hättest verbergen können. Ich habe schon aus Deinen andern Briefen empfunden, daß etwas Disharmonisches in Dir war, daß Du nicht eins in Dir seist... Ich habe in diesen Tagen viel über Euer Verhältniß mit Schiller nachgedacht. Wenn es dauern sollte und Du fürchtest, daß Du die Idee,

Schiller liebe Caroline mehr als Dich, nicht als eine kranke Vorstellung hinwegräumen könntest, so wäre mein Rath, Dich mit Schiller darüber zu erklären. An der heiligen Wahrheit seines Herzens kannst Du nicht zweifeln. Es thut mir zwar wehe, wenn Schiller aus dem schönen Wahne gestört würde, daß alles unter Euch harmonisch sei, aber dies steht doch in keinem Verhältniß mit der dauernden Unruhe Deines Herzens und er erfähre nur etwas früher, was man ihm doch in der Länge nicht verbergen könnte... Ich fühle alles Quälende, das durch diese Vorstellung in Dein Leben gewebt ist und ich kann mir nicht denken, daß die rosigen Tage der Liebe Dir so blühen sollten. Es wird vorüber gehen. Suche Dein Herz zu erhalten voll dieses seligen Glaubens, daß alles dunkel Scheinende sich aufhellt, alles Verworfene sich löset und Du wirst den rücklehrenden Frieden Deiner Seele merken. Es ist ein Gedanke, werth in Deinem schönen Herzen geboren zu sein: Schiller und Caroline zusammen zu verbinden, aber, Lotte, es ist mir eine wahre Bemerkung im Menschenleben, daß wir an unserer realen Kraft verlieren, wenn wir über das Menschliche hinausgehen wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube, Du könntest es vollbringen; eben so gewiß aber bin ich, daß Du bei dieser Handlung alle Kräfte Deines Wesens erschöpftest, die Kräfte, die Dir für Dein ganzes Leben gegeben sind; Du würdest Dich aufreiben, vielleicht ohne es Dir selbst gesehen zu wollen. Und glaubst Du, daß Caroline und Schiller, die Dich mit so unendlicher Liebe im Herzen tragen, glücklich sein könnten durch solch ein Opfer? Ach, Lotte, der Gedanke schon wird eine Beleidigung für ihr Herz. Nein, Geliebte, Du kannst Dich meinen Bitten nicht verschließen, eine andere Vorstellung der Sache aufzunehmen, da es Deiner, Carolinens und Schillers Ruhe gilt. Caroline ist ein eigenes Wesen und das ewig unwandelbare, ewig stäte Gefühl der Liebe nuancirt sich ja sehr verschieden. Du liebst Schiller mit allen Kräften Deines Wesens; ihre Seele ist in ihn versunken. Kann es anders sein? Schiller kann in der stillen Anhänglichkeit Deines Wesens, in Deinem stillen Hingeben keine Leere fühlen. Caroline wird ja auch wahrscheinlich mit Euch leben; ich glaube nicht, daß etwas sie an der Ausführung dieses Gedankens hindern könnte, sie müßte denn glauben, es sei etwas Drückendes gegen Dich darin“.

In ihrem nächsten Briefe vom 30. Novbr. 1789 kommt sie noch einmal auf diesen Gegenstand zurück und sagt:

„Ich hätte gewünscht, daß die süße Harmonie Eures Verhältnisses durch keinen Mißklang unterbrochen wäre, aber da es einmal geschehen, so laß mich Dich noch einmal bitten, Dich mit Schiller zu erklären. Ich weiß aus einer traurigen Erfahrung, welche Hirngespinnste die getriebte Phantasie ausbrütet und Dein zartes Herz darf nicht mit diesen Unholden angefüllt sein. Sei offen, sei wahr mit Deinem Geliebten! Ich wollte zwar mein Leben zum Untergang geben, daß es so ist, wie ich glaube: daß Schiller eigentlich keine von Euch mehr, daß er aber verschieden liebt; doch wünsche ich innig, daß Du es aus seinem eigenen Munde hörst. Diese Verschiedenheit

liegt in Deinem und Linas Wesen und ist Dir wahrscheinlich erst jetzt anschaulich geworden, weil Schiller erst jetzt seine Gefühle zeigen durfte; aber, glaube mir, sie ist so alt wie Euerer Bekanntschaft. Liebe Lotte, ich fürchte, Du umfassest ein Ideal, das Du nie besessen hast. Die Männer, selbst die besten, können nicht lieben wie wir, ihre Seele kann nicht ruhen in einem Gegenstand, nicht sich verlieren in Liebe; sie fühlen immer ihr Wesen, während wir es vergessen haben. Es ist die Erinnerung meiner eigenen Empfindungen, die in mir aufdämmert, ein süßer Traum, von dem wir bald erwachen: uns allein, selbst von dem Geliebten unsere Seele unverstanden zu fühlen. Vielleicht bestimmte uns die Natur die zarteste aller Blüten des Lebens, um die Leiden aufzuwiegen, die von ihr unzertrennbar sind. Ach, es ist nur ein Frühlingsblüthe und bald dahin. Lotte, es wird eine Zeit kommen, wo Du an meinem Herzen das Bekenntniß ablegen wirst, daß dieser Zustand nicht dauernd sein kann, daß Du ahnest, sein schuelles Entfliehen sei auch von der Hand der Vorsehung geordnet; dann wird es ruhiger sein in Deiner Seele“.

Charlotte befolgte den Rath der Freundin und sprach sich gegen Schiller in einem bereits bekannten, nun aber erst ganz verständlich gewordenen Briefe aus (S. Schiller und Lotte). Sie schrieb am 24. October 1789:

„Es ergreift mich oft ein so inniges Weh, daß ich meine, ich müßte fort, müßte zu Dir. Gut nur, daß ich Dir es jetzt sagen kann. Wie oft ergriffen mich diese Gefühle, ehe wir uns näher kamen, und ich durfte sie Dir nicht sagen, weil es doch einmal so ist, daß man es nicht gerade sagt und dann wußte ich doch nicht so eigentlich, ob ich Dir das war was Du mir. Ich fühlte es wohl, daß Dich meine anscheinende Kälte oft abgestoßen haben mag. Meine Anhänglichkeit an Dich konnte ich nie so wie ich wünschte fühlen lassen. Meine natürliche Bescheidenheit, nie den geringsten Schein von Zubringlichkeit zu haben, mag wohl eine der Ursachen sein. In Weimar konnte ich „als eine neue ankommende Bekanntschaft“ nicht mehr als Deine älteren Freundinnen verlangen, sogar weniger, und meine Bescheidenheit erlaubte es nicht, mehr Anspruch auf Dich zu machen, so sehr mich mein Herz zu Dir zog. Auch bei Deinem Aufenthalte unter uns voriges Jahr kam mir bisweilen ein Mißtrauen auf mich selbst an und der Gedanke, daß Dir Caroline mehr sein könnte als ich, daß Du mich nicht zu Deinem Glück nöthig hättest, zog mich auch mehr in mich zurück, fühlte ich nun, da ich darüber nachdachte, weil sich auch wieder da meine Bescheidenheit und Furcht, lästig zu sein, einmischte. Sieh, Lieber, dies waren vielleicht zuweilen die Ursachen meiner Kälte, die Dir wehe that. Die Menschen, die mehr Zutrauen auf sich selbst haben, sind wohl glücklicher; zuweilen möchte ich auch anders sein, aber ganz kann ich es mir nicht immer nehmen und ich denke oft wieder es wäre ein unabänderlicher Charakterzug, der zu meinem Wesen gehören

muß und der mich zu dem machte was ich jetzt bin. Ich hatte, als ich klein war, einen Hang für Eitelkeit, der mich, wenn er geblieben wäre, wohl unerträglich hätte machen können. Da ist es doch nun besser, ich bin zu bescheiden als zu eitel. Es wird eine schöne Zeit sein, wenn wir erst ganz für einander leben. Wie vieles wird sich nach und nach in ungestörtem Beisammensein entwickeln, wie vieles werden wir an einander finden, was uns näher und enger noch verknüpfen kann! etc.“

Und was antwortete Schiller?

„Daß solche Billets auf immer unter uns abgethan sein, liebe Lotte... Du hast gegen mich nicht anders sein können als Du warst, und wenn ich nicht war was ich sein wollte und gelobt hätte, so kam es daher, weil ich in Einem Falle mit Dir bin: ich habe die große Meinung nicht von mir, daß ich gleich glaube was ich wünsche. Ohne Caroline hätte ich lange mit Dir umgehen können, ohne es deutlich zu hoffen, daß ich Dir mehr sein könnte als Dein Freund. Soll ich es Dir gestehen? Ich hielt Dich nicht mehr für ganz frei. Eine frühere Neigung, fürchtete ich, habe Dich gebunden und ihr Eindruck würde durch einen neuen nicht ganz mehr zu verlöschen sein. Vielleicht, wenn mir dieser Gedanke nicht vorgeschwebt hätte, würde ich schneller in Deiner Seele gelesen haben... Aber diese Dinge sollen uns nicht mehr beschäftigen. Haben wir uns doch verstanden und gefunden und gehören uns auf immerdar! Nur vorwärts, liebe Theure, laß uns sehen! Ja, eine schöne Harmonie soll unser Leben sein und mit immer neuen Freuden sollen sich unsere Herzen überraschen. Unersehlich ist in ihren Gestalten die Liebe und die unsrige gleicht in dem ewigen schönen Feuer einer sich immer mehr veredelnden Liebe. O, es ist jetzt das einzige Glück meines Lebens, daß Ihr mich in einem Herzen der Liebe tragt. Meine Seele kann sich an nichts anderes mehr binden — aber auch das ist das Werk unserer Liebe. Durch Euch werden mich auch meine vorigen Freuden wieder interessiren, ohne Euch finde ich sie nicht mehr. Du mußt mir aber viel schreiben, meine Liebe. Deine Seele muß sich in allen ihren Gestalten vor mir erklären, und daß ich Dir nahe bin, daß Du an mich denkst, das brauchst Du mir nicht zu oft zu wiederholen. Ach, immer neu überströmt es mich, das Gefühl, daß Du mein bist, daß wir einander gehören, daß wir unzertrennlich sind etc.“

Charlotte wurde durch solche Worte völlig beruhigt und sie wird es auch der Freundin (Dachröden) geschrieben haben, denn diese antwortet (am 6. Decbr. 1789):

„Meine Seele ist voll herzlicher Freude über Deine schöne Ruhe. O, ich ahnte längst, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke sein und daß der Friede doppelt süß in Dein Herz zurückkehren würde. Die Hinsicht auf die Zukunft muß Dich erheben und Schillers Liebe wird Glück und Freude in jeden Moment Deines Lebens verweben. Der Gedanke, Schillers Lage zu verschönern, wie viel muß es Deinem liebenden Herzen sein?“